

Über Westfalen auf, das sich in dem Taschenbuch: „Curioser Antiquarius von P. L. Berkenmeyern“ Hamburg 1720 bei Benjamin Schillers soel. Witwe verlegt, findet. Hier heißt es von Westfalen:

Hospitium vile
Groß Brod, dünn Bier, lange Meile,
Sunt in Westphalia
Si non vis credere, loopda

oder
Schlecht Logiment und lange Meile,
Schwarz Brot, schlimm Bier, grob Schweinefule,
Gibt's allenthalben in Westphalen.
Wer es nicht glaubt, mag's selbst erfahren.“

Darauf gibt 1834 ein Dortmunder folgende Antwort:

„Du curioſer Antiquar,
Dein Spottgedicht ist nicht mehr wahr.
Die Meilen sind bei uns im Norden
So kurz wie irgend wo geworden.
Und die Quartiere im Münsterland
Sind als die Besten uns bekannt;
Das Schwarzbrot und das Schinkenbein
Kann in der Welt nicht besser sein.
Auch können wir behaglich hier
Den Durst in Dortmunder alt Bier.“

Noch 1800 berichtet der protestantische Prediger Schwaiger aus Zillenbeck, ein tüchtiger, verständnisreicher Heimatshriftsteller, in seiner Reisebeobachtung durch Westfalen, daß sich „so mancher Fremde an der Grobheit unserer Sitten scandalisiert und den Westphälern weniger Geiſt zutraut, als sie haben“.

Weihnachten im alten Volksbrauch.

Von Dr. Paul J. von Lön.

Von Arnason erzählt in seinen isländischen Volksagen von der heiligen Eberche, die in der Jul-nacht erstirbt, auf allen Zweigen voller Lichter, die der Wind nicht auszulöschen vermag. So stark war die Hoffnung unserer Vorfahren in der Arzeit, daß aus der düsteren Unheimlichkeit der Wintermonate das Licht doch wieder in seiner ewigen Kraft ausstrahlen werde. Mochten sie in diesen „wiehen (heiligen) Nächten“, wo der Natur der Atem stockt, wo „zwischen den Jahren“ Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinander übergehen, sich auch ängstigen wie bei einer Sonnenfinsternis: die Stiehpalme, die Mistel, die Eibe, der Buchsbaum und die Tanne hielten ihre Hoffnung wach wie auch der „Julblod“, der im Kamine flatterte und schwelte. So wurde die Tanne Gegenstand der Verehrung gleich der Birke im Mai, wie der Straßburger Theologe Dannhauer um 1040 schalt. Man verehrte in ihr die Kraft die dem harten Winter standzuhalten und die Schrecken des Todes zu überwinden vermochte. O Tannenbaum, du edles Reis, wie „treu“ sind deine Blätter! Mit ihnen bekränzten noch in Spanien die wandernden Suesen im 6. Jahrhundert zu Weihnachten die Häuser, was für unsere Heimat etwa Bischof Burckhard von Worms oder Sebastian Brant für das 15. Jahrhundert bezeugen. Diesem Tannenbaum brachte man seine Gaben dar als Pfand für die Zukunft: Äpfel und Nüsse; und den Stamm selbst, als den Sitz der geheimnisvollen Kraft, speiste man durch einen Umguß von Teig, woraus die sog. „Baumkuchen“ entstanden.

Noch ein stärkeres, ein geradezu magisches Zeugnis für die nie sterbende Kraft des Lebens war die Mistel. Sie, die ohne

Samen entsteht und sich fortpflanzt, die nicht einmal Wurzel in das Erdreich senkt, vielmehr vom Himmel selbst auf andere Bäume herabgefallen zu sein scheint, sie wurde um des Jahres Wende von den Priestern in den heiligen Eichen mit geweihtem Messer abgenommen und als kostbarer Talisman für Glück und Zukunft heimgetragen. So wie noch heute am Weihnachtstage in England drückte man sich unter ihrem hochhängenden Kranze die Hände, und auch das sprödeste Mädchen durfte darunter dem Jüngling den Fuß nicht verjagen, ohne fürchten zu müssen, sich den Groll der Liebesgöttin zuzuziehen, der die Mistel sinnvoll geheiligt war. Ähnlich wird in Schwaben der Mistelzweig um Weihnachten an die Obstbäume gebunden, um ihre Fruchtbarkeit zu steigern, wie man in Schleswig und Holstein in der Christnacht heute noch an die Bäume klopft und ruft: „Freut ju, ji Bäum, freut ju! Der heilige Christ ist kommen!“ Selbst Rosenkranzketten soll man ehemals aus dem Holz der Mistel gemacht haben. Ein Schlag aber mit einer Rute aus ihren Zweigen übertrug nach altem Glauben die Lebenskraft, und so findet sich noch heute die „Christrute“ als Weihnachtsgabe, freilich nun als Schulmeisterwerkzeug mißverstanden, wie wir schon einmal in einer Chronik des 17. Jahrhunderts lesen: „damit die Kinder sich bei aller Freude aus Furcht vor Schlägen leichter im Zaum halten und leiten lassen, damit sie lernen, daß dem Guten sich stets auch etwas Schlimmes heimische“.

Auch die bekannte „Weihnachtsstolle“ hat ihren ursprünglichen Sinn verloren. Man erkennt ihn sofort aus dem schwedischen Brauche, der Stolle noch einen Schweinstopf anzufügen, wie sie denn dort auch „Jul-Bulle“ genannt wird. In der Tat, in diesem Gebäck — man denke auch nur an seine eigentümliche Form — lebt das alte Opfertier noch fort: der Stühne-Eber, der zur heiligen Zeit der „Weihnachten“ vor dem Hochsitz des Königs im Kreise der Mannen geopfert wurde. Auch im Marzipan wird uns heute noch der Kopf des glückbringenden Opferschweins erhalten. — Der besonders auf die Zeit des jungen Christentums zurück. War doch der „Heilige Abend“ für die Kirche als Vigil ein Fasttag. Heute dagegen muß man ihn in Norddeutschland schon der „Null“ oder „Dienabunt-Abend“ nennen wegen der vielen Speisen, ohne die man nicht glücklich sein zu können. Man hat ja die Weihnachtstage nicht mit Unrecht „Schlaraffenland“ genannt, und doch ist es eine uralte, allerdings wohl aus dem südlichen Europa kommende Sitte, sich in diesen Tagen mit Pfeffer oder Lebkuchen oder sonstwie gewürztem Gebäck den Magen zu stopfen. Da sind selbst die Häuser mit Lederlaken bedeckt, sodaß auch unsere „Kusspezhäuschen“ zu Weihnachten ihre alte Bedeutung haben.

Wer so sieht, wie jedoch in neuerer Zeit bei alledem der Sinn für das alte Christfest immer mehr verloren geht, hat als Freund des Erbes im Väterbrauch seine helle Freude daran, wie eben heute der Sinn für das Krippenspiel wieder auflebt, sei es nun im wirklichen Bühnenspiel oder nur im Aufbau der Figuren-Krippen. Daß in früheren Jahrhunderten auch Männer in bedeutender Stellung sich des Weihnachtsfestes als des hochheiligen Tages der Gottesgeburt freuten, und zwar kindlich und ausschließlich in diesem Sinne, beweist uns die Notiz des Kölner Rats Herrn Hermann Weinsberg: „Anno 1581, den 25. Decembris uff den hilligen Christtag... hab ich Hermann, myn Broder und syn Hausfrau und myn Suster Sibilla und ander Gefinde den Abendt under uns daz Kyndt gin gewieget, gesungen und mit Theulseln frolich gewest.“ So wiegen noch heute die Kinder auf dem Turm des ältesten westfälischen Gotteshauses, der Petri-Kirche zu Soest, „das Christkind in den Schlaf“ wenn sie ihre Lämpchen heben und senken im Takte des „Gloria“, das sie nach allen vier Himmelsrichtungen in die Weihnacht erschallen lassen.

FRÖHLICHE WEIHNACHTEN



Nr. 15.

25. Dezember 1926.

8. Jahrgang.

Sein Weihnachtsbaum.

Von Franz Kesting.

Er war von Beruf Geistesarbeiter und pflügte mit „Hungerndem Hirn“ zu eigener und anderer Freude und zum Wohle der Seinen. Dabei überkam ihn, weil er mehr für Wald und Feld geboren war als für den Schreibtisch, oft eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Walde seiner Heimat, und dann warf er die Feder zur Seite und machte sich auf den Weg; das geschah aber mit den Jahren immer seltener.

In der Heimat ging er am liebsten allein die Pfade, die er als Kind gewandelt war: die stillen, einsamen Wege, über denen der Hochwald seine Kronen wölkte.

Nun war Herbst, und die Bäume und Büsche prangten im Schmucke ihrer buntschillernden Mäntel. Der Fuß des einsamen Wanderers aber stieß bei jedem Schritte auf vergilbtes Laub und milde Gräser.

Alle Erinnerungen, Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit, wurden wach: zuerst die wehen und schmerzlichen, dann auch die freudigen, vom Jugendsonnenschein umwobenen, und wohl hundertmal fragte sich der stille, traumverlorene Mann: „Weißt du wohl noch?“

Weißt du wohl noch, wie du kurz vor dem Feste alljährlich den Weihnachtsbaum holtest? Eine ganz bestimmte Form und Größe mußte er haben: mannshoch und dazu dicht und kraus, regelmäßig und ohne Fehler. So wünschte es die Mutter, und deshalb wurde so lange gesucht, bis etwas Einwandfreies gefunden war. Das war aber durchaus nicht so schwer; denn der endlose Wald bot Auswahl die Fülle. Besonders die unter dem Laubholz verstreut stehenden Tännchen wurden ihres besseren Wus wegen bevorzugt, und damals legte noch kein Förster sein Veto ein.

Weißt du wohl noch, damals bei dem hohen Schnee? Da hatten sie: er und der ältere Bruder schon einen prächtigen Baum gefunden und waren auf dem Heimwege. Bei einem Grenzstein machten sie Halt und blickten noch einmal umher. Dabei sahen sie unter den hohen Eichen eine Tanne, die noch besser zu sein schien, und sie wurde schon fürs nächste Jahr auszuwählen, doch blieb sie vergessen.

Mehr als 40 Jahre waren seit der Zeit übers Land gegangen, aber der Grenzstein stand noch an der alten Stelle.

Heute stand auch der einsame Wanderer wieder dort, wo er und sein Bruder damals geruht hatten: am Grenzstein. Ob die Tanne noch da war?

Wahrhaftig, sie stand noch dort, aber als stolzer, riesiger Baum. Die alten Eichen waren längst der Art verfallen, und ihr Nachwuchs schoß mächtig ins Holz. Die Tanne selbst trug die Zeichen des wechselvollen Lebens. Der Sturm hatte sie gezauft, eine fallende Eiche das Astwerk an einer Seite beschädigt, doch noch hob sie, ungebeugt von der Last der Jahre, ihre Krone stolz und siegestroh über das Zwergengebüsch rings umher.

Der Wanderer ging zu dem braunen Stamm. „Weißt du noch: wie du und ich in der Jugend standen? Es ist schon so lange her, und die Stürme des Lebens und des Schicksals Schläge haben auch mich getroffen, mehr vielleicht als dich. Nur daß du es nicht so fühltest und es besser überwandest. Doch du sollst mich lehren, das Haupt frei und aufrecht zu tragen, bis der letzte große Sturm kommt!“

In der Rinde der Tanne standen wie ein mahnendes Rainszeichen zwei senkrechte Striche, die ein dritter schräg durchquerte. Der Förster hatte den Wald kritisch geprüft. Die Tanne war gezeichnet; sie sollte sterben. —

Es raschelte im Laube, und ein junger Forstmann nahte sich dem Einsamen. Der zeigte auf das Rainsmal und fragte: „Ist das unabänderlich? Es wäre schade um den schönen Baum!“

Dann erzählte er von der glücklichen Erinnerung, die ihn mit der Tanne verknüpfte und hat um Gnade für sie. Der junge Förster lachte nicht und scherzte nicht. Schweigend blickte er dem Einsamen in das erwartungsvoll auf ihn gerichtete Auge. Dann blinnte er sich, nahm etwas Lehm aus dem nahen Graben und löschte damit die unheilverkündenden Runen in der Rinde des Stammes. Harz und Tannennadeln ließen die Runen vollends verschwinden, und lächelnd sagte der Förster: „Wir wollen ihn noch einige Jahre leben lassen!“

So trennten sie sich. Weiter ging der Wanderer seine einsamen Wege, aber immer noch hörte er die Worte: „Wir wollen ihn noch einige Jahre leben lassen!“ Und er griff sogar einmal nach der Stirn, als ob da schon das Zeichen stünde.

Die letzte Beichte.

Von Franz Reising.

„Nun lasse das schnurrende Spinnrad ich ruh'n:
Und was ich gewollt, will ich heute noch tun.
Mir war es schon immer seit einiger Zeit,
Als riefen die Glocken: „Nun mach dich bereit!“
Drum lasse das fleißige Mädchen ich steh'n:
Ich will noch zum Dorfe, will beichten noch geh'n.

Auch fehlen uns Kerzen. Wenn Weihnachten ist
Und man an dem Baume die Lichter vergißt,
So wird's auch in harrender Seele nicht licht,
Dann ist es nur Sonntag, doch Weinachten nicht.
Drum geh' ich zum Dorfe, zur Kirche dazu,
Und hole zum Feste mir Frieden und Ruh'.“

„Du willst noch zur Kirche? — Es ist schon zu spät,
Und rauch aus dem Norden es windet und weht.
Mit bleigrauen Wolken umhüllt sich der Wald.
Es scheint mir, daß drüben ein Wetter sich balt.
Doch glaubst du, es müsse doch heute noch sein,
Lieb' Mutter, dann gehen wir besser zu zweit'n.“

„Du willst mich begleiten? — Es fehlt dir die Zeit.
Ich geh' durch die Heide, dann ist es nicht weit.
Ich hülle mich fest in das wollene Tuch.
Dazu schült der Mantel mich mehr als genug.
Geh', hole das Buch mit dem goldenen Schnitt,
Und bringe mir auch noch den Rosenkranz mit.“

„Du hörstest der Glocken endmahnenenden Klang?)
O Mutter, Lieb' Mutter, nun wird mir so bang!
Ich hörte heut' Nacht in der graulichen Stund'
In einsamer Feid' einen schichtenden Hund.)
Und dreimal gar hörte zum Fenster hinein
Mit klagendem Ruf' eine Eule ich schrei'n.“^{a)}

„Sei stille, mein Kind! Sei still nun und klug:
Gott lenkt un're Wege — das ist mir genug! —
Versorge das Vieh, und der schwarzbraunen Kuh
Gib lieber ein Bündelchen Heu noch dazu.
Sie schaute mich eben so wunderbar an,
Als hätten wir ihr wohl zu wenig getan.“ —

^{a)} Wer die Glocken hört, wenn sie in Wirklichkeit nicht läuten. hört seine eigenen Totenglocken.
^{b)} Schichtende Hunde, die den Leichenzug um voraus sehen und dann klagend heulen.
^{c)} Die Eule ist der Totenvogel. Ihr Schrei kündigt an, daß im Hause jemand stirbt.

In dämmernder Kirche das Mütterlein kniet,
Von seligem Frieden erhellt ihr Gemüt.
Sie hat vor dem Priester in Demut entfällt,
Was je ihre Seele mit Sorge erfüllt.
Des ewigen Lichtes mildeleuchtender Schein
Dreht ihr jetzt ein Gruß aus dem Himmel zu sein.

Es dämmt die Heide. Das Mütterlein geht
Entlang ihre Pfade, vom Nordwind umweht.
Vom finsternen Walde faucht wild es heran:
Der Schneesturm umwirbelt die schwindende Bahn.
Die einsamen Wege verwischt er bald,
Und grimmiger braust er herüber vom Wald.

Barmherziger Heiland, ihr schwindet der Weg!
Jetzt steht sie am Bache und sucht den Steg.
Es werden die Füße so schwer ihr, so schwer.
Sie tritt durch die Heide die Kreuz und die Quer.
Am Heiligenhäuschen hält zagenb sie Rast
Und schüttelt vom Mantel der Schneeflocken Last.

Es dunkelt die Heide. Das schützende Haus
Verließ längst die Tochter trotz Sturmesgebraus.
Sie sucht umsonst die verschüttete Bahn,
Und ruft ihre Mutter mit bangem Gemahn.
Jetzt steht sie am Bache und findet den Steg
Beim Heiligenhäuschen am einsamen Weg.

Es schweigt der Sturm, und das Mondlicht erwacht,
Kings weißes Geschmeide und gleißende Pracht.
Darauf der Sterne mattleuchtender Schein,
Sie wollen der Mutter das Totenlicht sein.
Erstarrt ihre Hände, erlöschten ihr Bild,
Doch über dem Antlitz noch Frieden und Glüd.

Erstarrt ihre Rechte! Noch hält sie gepreßt
Ein Bündelchen Kerzen fürs nahende Fest.
Bald singen die Engel den Kindern im Traum
Vom himmlischen Kinde, vom glühenden Baum;
Doch einem scheint heute kein flimmerndes Licht:
Es birgt in den Händen das bleiche Gesicht.

In einsamer Kammer, in mondheiler Nacht,
Hält weinend das Kind bei der Mutter die Wacht,
Es kleidet sie ein in ein weißes Gewand
Und schlingt ihr den Rosenkranz noch um die Hand.
Da singen die Glocken den hehren Gesang
Vom Frieden auf Erden die Heide entlang.

über „die oft verabsäumte Reinigung der Ausgänge der Stadt und Brücken, die der Polizei obliegt“, geklagt, „da man in der Stadt zwar gut fortkommen kann, sich die Luft, heraus zu wachen, oft vergehen lassen muß“.

Dieser Bericht bringt auch eine Reihe statistischer Zahlen, welche den Verkehr in Pippstadt um 1810 trefflich beleuchten. Es heißt hier: „Pippstadt gebraucht jährlich an Holz und Torf wenigstens für 20 000 Rthlr., dieses sind ungefähr 6000 Fuder. Es gebraucht an Korn zum Brantweinbrennen und zur Confection wenigstens 3000 Fuder; es verschickt an Korn, Brantwein und anderen Waren wenigstens 1500 Fuder; es kommen zu den Mühlen und an durchpassierenden Karren, Wagen, Kutschen eine Zahl, die ich nicht anzuführen im Stande bin; allein ich schätze sie wenigstens auf 4000 Fuder.“

Um 1810 stand es mit den Verhältnissen in Pippstadt schlecht, wie aus einer ganzen Reihe von Artikeln im Westf. Anzeiger und im Westfälischen Archiv deutlich hervorgeht. Der Weggang des Direktors Seidenstücker vom Gymnasium nach Soest, dessen Stelle nicht wieder besetzt wurde, wurde tief empfunden. „Ein vor drei Jahren mit edelm bürgerlichen Enthusiasmus durch freiwillige, sehr ansehnliche Beiträge erbautes schönes und geräumiges Schulhaus, zur Bürgerschule bestimmt, stand durch den Tod eines würdigen Schullehrers, dessen Stelle nicht wieder besetzt wurde, verlassen da.“ Es wird geklagt: „An einem geschickten Zeichenmeister, selbst an einem guten Schreibemeister der deutschen und französischen Sprache fehlt es hier. Schon lange existiert hier weder ein Stadtmusikus noch ein erträglicher Spieler, besonders der Violin.“

Der damalige Bürgermeister aber antwortet darauf, für die platonische Lebensweise sei kein Gehalt erforderlich und „es sei nicht bekannt, daß Sokrates und Plato irgend ein festes Gehalt bezogen habe, aber selbst von einem Epiturf, der wahrhaft neben den Lasten des Lehrerstandes auch von den Freuden des Lebens etwas wissen wollte, ist es nicht bekannt, daß man ihm mit einem beträchtlichen Gehalt zu Hilfe gekommen sei.“ Es wäre zu wünschen, daß irgend etwas von einem griechischen Kommunal-Budget bis zu uns gekommen sei, um beurteilen zu können, mit wie viel Talenten dieses aufgeklärte Volk die Talente seiner Lehrer bezahlt hätte.“ Von einem Bürgermeister mit solchen Ansichten war eine Besserung nicht zu erwarten.

Dann wandten sich die Reisenden nach
Rietberg.

„Bis an das Städtchen Rietberg fanden wir erst mageren und dann guten Boden; das Städtchen selbst ist eben nicht einladend.“ schreibt Schwager. „Ob in diesem Städtchen etwas Merkwürdiges zu sehen sei, konnte ich nicht erfahren; das Ansehen ließ es nicht erwarten.“ Dann erwähnt er ausführlich die in Rietberg altansässige Familie Bartscher. Er schreibt: „Den Wähler Bartscher kannte ich bereits von Person. Er hat hier eine Weinbrennerei etabliert, denen er als Wähler Vergoldung und Glanz gibt. Wir besahen den fertigen Vorrath, unter welchen recht artige Spiegelstücke waren, nur ihn trafen wir nicht, denn er lieferte eben wieder ein Fuder fertiger Waare ab. Er hat immer mehr Bestellungen als er liefern kann und könnte seine Fabrike noch weiter ausdehnen.“

Von Rietberg ging die Fahrt nach
Friedrichsdorf.

über das Schwager berichtet: „Friedrichsdorf ist eine neue zu Denabrück gehörige Colonie im Amte Redenberg, auf einer in der Grafschaft Ravensberg hineingehenden Spitze, am Postwege von Pippstadt nach Bielefeld gelegen. Bislang ein ehemaliger Preussischer Unterthan, baute zuerst ein Wirtshaus hin, um Kärner und andere Reisende zu beherbergen; diese Speculation gelang, der Mann gewann vielen Mist, konnte den dürren Sandboden düngen, hatte sich eine große Fläche anweisen lassen, und man wollte es Anfangs nicht glauben, was man doch zuletzt eingesehen mußte, daß auch dieser Sand veredelt werden könne. Sommers, Winters und Gartenfrüchte habe ich auf Bislings-Lande eben so schön gefunden als bei uns auf dem fetten Rietboden.“

Da infolge dieses Beispiels sich viele Baulustige meldeten, wurde ein Bauplan, „zwei rechtwinklig durchschneidende Straßen“ entworfen. „Ein Ziegelmeister aus dem Pippstischen fand hier guten Thon und legte eine Ziegelfabrik an, für jedes Häu-

sen ward von der Landesregierung ein Credit von 2 Rthlr. in Golde geleistet und den Colonisten eine zwanzigjährige Steuerfreiheit bewilligt. Bald stand ein Dorf von etwa 80 Häusern und Hütten da, die Hälfte von Katholiken, die Hälfte ohngefähr von Protestanten.“ Eine katholische Pfarrstelle wurde dotiert „durch eine Vicarie von dem Capitel von Bielefeld“, während die künftige Dotierung von der evangelischen Pfarrstelle, die Schwagers Schwiegerohn R o t e r t erhielt, sehr viel Umstände machte. Nach dieser Gründungsgeschichte erzählt er noch, daß durch eine Spisbubenclique, die später von der Polizei ausgenommen wurde, „Friedrichsdorf nun ein Spisbubenneß heißt“. Bald aber kommen die Reisenden nach

Bielefeld.

Ueber Bielefeld schreibt Schwager u. a.: „Diese kleine Stadt von etwa 800 Häusern auf Aieiboden in einem fruchtbaren Thale, hat breite Straßen, hübsche Häuser und ein frühliches Ansehen. Hier liegt ein Infanterieregiment in Garnison, zum Theil in Casernen, zum Theil in den Bürgerhäusern. Jenen der Stadt liegen die alten nummehr sehr erweiterten Bleichen und seit ein paar Jahren hat man auch diesseits neue Bleichen angelegt.“ Ueber den Sparenberg schreibt er: „Bis an die Mauer des alten Schlosses schuf sich der Stadtrichter Buddeus, der diesen Boden in Erbpacht nahm, einen terrassierten Garten, der die schönste Aussicht gewährt; die Spitze des auf der anderen Seite der Schlucht gelegenen Johannes-Berges schuf der Oberste und Commandant des v. Besserschen Regiments v. Freytag, in eine schöne Partie um.“ Schließlich geht er eingehend auf die Bielefelder Leinwandindustrie ein und kennzeichnet die kirchlichen Verhältnisse mit folgendem Satze: „In Bielefeld sind zwei lutherische Pfarrkirchen, eine reformierte, ein Barfüßer-Kloster und eine Synagoge.“ Das „Barfüßer-Kloster“, ein Franziskanerkloster, wurde in Auswirkung der Säkularisation 1804 vom preussischen Staate aufgehoben.

Alle Urteile über Westfalen.

Von Dr. phil. Albert Wand.

Der älteste Schilderer Westfalens, dessen Werke noch erhalten sind, ist der fromme Karthäusermönch Werner Rolebold, der 1425 in Laer bei Hordmar geboren ist und 1502 als 77jähriger in Köln gestorben sein soll. Sein Werk „De laude veteris Saxoniae, nunc Westphaliae dictae“ (Ueber das Lob des alten Sachsenlandes, jetzt Westfalen genannt) schildert uns die Westfalen im taciteischen Sinne als sittenreue, fleißige, ehrliche, wenn auch schwerfällige, so doch zielbewußte und zähe Naturen. Sein Urteil klingt aus in den Vers:

„Westphaliae non vinifera, sed virifera“

(Westfalen bringt zwar keinen Wein hervor, aber tüchtige Männer).

In den folgenden Jahrhunderten aber lautet das Urteil gelegentlicher Besucher, so des berühmten belgischen Historikers und Humanisten, Rechtsgelehrten und Philosophen Justus Lipsius, der von 1547 bis 1606 lebte und wiederholt mit Westfalen in Beziehung kam, ungünstig. Die Diplomaten des westfälischen Friedens, die auf ihrer Reise durch Westfalen an den primitiven Unterhaltsverhältnissen in den kleinen Dörfern und in den kleinen Städten viel Unangenehmes fanden, verschärften das abfällige Urteil über Westfalen. Besonders die volkstümlichen Getränke und Speisen fanden bei ihnen wenig Anklang. So brach der päpstliche Gesandte beim westfälischen Frieden, Kardinal Fabio Chigi, der spätere Papst Alexander VII., als man ihm in Lengerich das dortige bide und etwas trübe, statt mit Hopfen mit einer Art wilden Rosmarin gewürzte Bier, „Gräjing“ genannt, anbot, in den Schredensruf aus:

„Adde parum sulphuris et erit potus infernalis“

(Züge etwas Schwefel hinzu, und es wird ein Höllenranke sein). Der Held von Grimmeshaufens berühmtem Roman, „der athenische Simplicissimus“, (1688) beklagt sich, daß er in Westfalen hätte „den Bumpennidel gewaltig heißen“ müssen, und daß ihm dort keine „Rehl von dem schwarzen truden Brot ganz raus“ geworden sei. Aus solchen Ansichten baute sich das Urteil

Um das Predigerwesen mogte ich mich auch in Lippstadt wenig bekümmern; so viel erfuhr ich: daß auch hier der Kirchen- und Prediger zu viele sind, und des Unterhaltes zu wenig. Nur der einzige Stiftsprediger soll so halb und halb sein Auskommen haben, die Aetrigen müssen zusehen, wie sie fertig werden.³⁾

An dem Gewähse und Getreibe in dieser Stadt soll man es merken können, daß sie zu den Kleinen gehört, wenigstens herrscht hier ein etwas kleinstädtischer Geist, denn man kontrolliert den Nachbar und fränkelt vor diesem wenigstens an der Pasquillenwuth. Hier entdeckte der Rektor Seidenstücker⁴⁾ die unerhörte Wahrheit: daß Prediger keine Aufsicht über die Schulen haben dürften, wohl aber der Küster über die Prediger. Hier zankte man das Problem durch: ob die Scholarchen, wären sie auch der Magistrat selbst, bejagt wären, sich um das Innere einer gelehrten Schule zu kümmern. Hier kommt auch eine Zeitung⁵⁾ heraus, die geschwind durchgelesen werden kann und nähme der unparteiische Korrespondent die Westfälische Provinzialzeitung und eine Frankfurterische ihren Antheil zuzieh, so bliebe wohl gar nichts übrig. Wer aber nur eine Zeitung liest, und auf das Zeitungsgeld wenigere Zeit verwenden kann, lese nur die Lippstädtsche Zeitung als des Allernothwendigsten. Vormalis sprach sie oft davon, was unsere Briefe, unser Kelleisen Neues mitgebracht hätten, und wer es nicht besser wußte, der staunte gar wohl über unsere Briefe, unser Kelleisen und nahm alles für bares Geld. Daß der Redakteur in seiner Lage und für sein bescheidenes Honorar nichts weiter geben kann, bescheidet sich wohl jeder Leser, der das unterste der Karie

³⁾ Diese Ansicht wird in den folgenden Jahren auch in dem von Mallinckrodt in Dortmund herausgegebenen „Westfälischen Anzeiger“ vertreten. So heißt es in Nr. 60 vom 29. Juli 1803 u. a.: „Lippstadt hat etwa 1000 bis 1200 zur katholischen Kirche, welche leider noch ecclesia expressa ist, um dies benützung zu bemerken. Die 1600 oder 1800 Protestanten haben nun zu ihrer Gottesverehrung nicht weniger als 5 Kirchen, 6 (noch vor kurzem 7) Prediger, 5 Küster, 2 Kantoren, 1 (besonderen) Organisten, also ein Personale von 14 Männern. Diese 14 Personen genießen nun zusammen eine Revenue, von welcher vielleicht gemächlich 4 Personen leben können. . . Die Kirchen selbst sind auch zum Theil so arm, daß sie die Kosten der Reparatur nicht aufbringen können. All diesen Uebeln könnte auf einmal abgeholfen werden, wenn die 5 Kirchen auf 3 (zwei wären sogar genug und mehr als genug) und in diesem Verhältnisse das Personal auf eine geringere Anzahl reduziert würden.“ Als Vorteile werden angeführt:

1. „Unser katholischer Mitbürger, die in ihrer Kapelle (St. Annen-Rosenarten) nicht genügend Platz haben, könnten ihren Gottesdienst in einer geräumigen Kirche halten;
2. die den Protestanten gebührenden Kirchen könnten ein gefälligeres Innere erhalten, wenigstens von den der Gesundheit der Zuhörer nachtheiligen Umständen befreit werden;
3. Die Kirchendiener könnten so sein, wie es Billigkeit und Recht erfordert;
4. es könnten auf die zum Auskommen erhöhten Gehältern, zu den Küstern, Kantoren oder Organisten stets solche Subjekte berufen werden, welche eine zweckmäßige Lektorschule, auch wohl eine Industrieschule einzurichten und im Fortgange zu erhalten, Lust und Kraft hätten.“

Dieser Vorschlag wird in Nr. 40 desselben Blattes vom 20. Mai 1806 ergänzt, wo berichtet wird: „In Lippstadt ist jetzt eine Predigerstelle vakant geworden, deren Einkünfte, jede geachtete Wurst mit in Anschlag gebracht, sich jährlich auf 200 Rthlr. schreibe zweihundert Thaler belaufen. Die obere Kirchenbehörde habe die Wiederbesetzung der Stelle verhindert, die Gemeinde hat nun einen Interimsprediger angenommen, welchem sie die Predigten stückweise, fürs Stück 16 Gr., bezahlt.“

⁴⁾ Dr. H. F. Seidenstücker war der Nachfolger des Rektors Joh. Gottfried Chr. Nonne, der 1796 nach Duisburg ging. Er war ein tüchtiger Gelehrter, hatte aber starke Zusammenstöße mit der Geistlichkeit und der Bürgererschaft, über die sich ein umfangreicher Aktenband im Archiv der Stadt Lippstadt noch befindet. Infolgedessen ging Seidenstücker 1810 nach Soest als Direktor des Soester Anstalts, wohin er die Primaner aus Lippstadt, 3 Schüler, mitnahm.

⁵⁾ Gemeint ist die Lippstädtsche (Post-) Zeitung, die 1710 vom Lippstädter Postmeister gegründet wurde, aber 1819, wie der in Hamm erscheinende „Rheinisch-Westfälische Anzeiger“ damals zu berichten weiß, an „chronischem Abonnentenschwund“ erkrankte.

kennt, und es wäre hart, ihn das schlechte Papier und die stumpfen Typen entgelten zu lassen.“

Trotz aller dieser Mängel fällt sein Urteil über Lippstadt nicht ungünstig aus. Er schreibt:

„Uebrigens mögte ich wohl, wenn mich das Schicksal zu einem reichen Rentnier gemacht hätte, in Lippstadt wohnen; die Stadt hat einen fetten, gefälligen Boden, die Lippe gibt ihm neue Reize, und eine angemessene Freiheit erhöht das Gute. Haude und Spener in Berlin hatten hier eine Büchterniederlage, durch die Post kann man mit der Welt in Verbindung leben, und bessere Zeitungen bekommen; und wer keine Gesellschaften mag und sich um das Stadtgeträtze nicht bekümmert, kann zu Hause bleiben und in seinem eigenen Garten sich Zeitvertreib aufsuchen. Um die muntere Vegetation der Gemüthe und des Obstes ist es eine gar zu hübsche Sache, und, wer gutes Rindfleisch und Butter, schier wie in Holland frisch und reinlich haben kann, braucht es sich nicht leid sein zu lassen, ein Rentnier und freier Mann geworden zu sein.“

Ergänzungen zu diesem Bericht über Lippstadt finden sich in Nr. 2 des seit dem 1. Juli 1811 bei Bädeler u. Kürzel in Essen erscheinenden „Westfälischen Archiv“ (Fortsetzung des „Westfälischen Anzeigers“) vom 8. August 1811, wo es aus der Feder eines Lippstädters über die Wege bei Lippstadt u. a. heißt:

„Wir haben in Deutschland gewiß wenige bedeutende Land- und Handelsstädte, vielleicht gar keine, wo die Wege nahe und rund um die Stadt, so weit ihr Territorium reicht, abschaulicher sind — besonders im Winter — als die unsrigen. In unserer Nachbarschaft, im Norden und im Westen sind Chaussees angelegt, und für unsere, als eine unter der vorigen Regierung nicht contribualen Stadt geschähe nichts; man ließ uns so im Nothe sitzen, daß wir im Winter nicht selten von den nachtheiligen Gegenden für den Handel und selbst den Gebrauch unserer Wahlmühen, ganz abgeschnitten wurden; die Einwohner benachbarter Dörfer konnten mit Wagen und Pferden nicht zu uns, wir nicht zu ihnen kommen. Da macht man im Sommer die erbärmlichsten Paktatioturen für die Wege; man wirft Schanzholz, das aus Reisern eines Fingers die besteht, in die Wege und darüber eine Handbreit Erde. Passieren vierzig oder fünfzig Wagen darüber, so ist das Holz durchgefahen und alle Kosten an Holz und Arbeitslohn reichen nur für wenige Wochen zur Verbesserung der Wege hin, ist demnach eine zweckwidrige Geldausgabe, die, da sie alle Jahre wiederholt wird, zu großen Summen heranwächst.“ Besonders gilt dies Urteil vom „Soester Weg bis an die Bulke, wo die Lippe grad auf den Weg stößt, der seit 30 Jahren mehrere Tausend Thaler Paktatiotverbesserungen gekostet hat; ohne daß die Lippe einen Abtheilungsgraben durch den Stifstempel erhält, kann auf dieser Seite nie eine dauerhafte Chaussee angelegt werden, da die Pluthe alle Arbeit verderben würden.“

Zusammenfassend urteilt der Schreiber dieses Artikels: „Alle Hauptwege, die nach der Stadt führen, und deren sind etwa 6, sind, je näher man der Stadt kommt, desto abschaulicher. Diese mühen daher von den Stadthoren an bis dahin, wo sie anfangen erträglich zu werden, durchaus radikal verbessert werden, als:

1. vom Silberthor an, bis zu den sogenannten Sefentamp) vorbei,
2. vom Soestthore, bis an die Bulke,
3. vom Rappeltthor bis an den Sandhof,
4. vom Lippertthor, bis etwa halbwegs dem Bruchbaume,
5. von dem nämlichen Thore bis an das Schlüterische Landhaus,
6. vom Kluse-Thore bis an die erste Brücke gegen den Eppingischen Garten.“

Der Verfasser betont sehr stark, daß der Handel „durch über alle Vorstellungen schlechten Wege im Winter oft ganz unterbrochen wird“ und fährt fort: „Wer allenfalls glauben sollte, der Verfasser dieses Aufsatzes überreibe seine Schilderung, der komme im November, Dezember und Januar, auch selbst noch im Februar und im März hierher, und er wird gestehen, daß sie noch nicht grell genug gemacht ist; er wird sich wundern, wie man in einer ziemlich blühenden Stadt solche Umgebungen hat dulden können.“ Schon im vorhergehenden Maimonat 1811 wird im „Westfälischen Anzeiger“, der damals in Dorsten erschien,

⁶⁾ Sefentamp.

Die Weihnachtsbescherung und der Weihnachtsmarkt.

Geschichtliches.

Von H. Diederichs-Dortmund.

Das Weihnachtsfest ist das Fest der Geschenke geworden. In diesem großen Gedächtnistage der göttlichen Barmherzigkeit sind die Menschen freigebiger als zu andern Zeiten, sind freigebiger zu Ehren und zum Gedächtnis der großen göttlichen Freigebigkeit. Die Eltern beschenken die Kinder, die Herrschaft ihre Dienstboten, der Reiche den Armen, kurz, jeder fühlt sich zum Wohlthun bestimmt.

Die älteste Nachricht, daß zu Weihnachten Geschenke gegeben wurden, stammt aus der Zeit um 1400. In der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet sich eine Handschrift, die von einem Geistlichen mit Namen Alfio um jene Zeit verfaßt wurde. Dieser lebte in einem Benediktinerkloster unweit Prag und schrieb über Weihnachtsbräuche. In seiner Schrift kommt oft der Ausdruck „largum fero“ für Weihnachtsabend vor. Er bedeutet in der mittelalterlichen Uebersetzung „freigebiger Abend“. In dieser Schrift heißt es dann: „Kein Familienvater ist so arm, daß er nicht an diesem Abend freigebig eine Spende gäbe. . . Die alten ehrbaren Leute öffnen daher an diesem Abend freigebig ihre Säule bis oben heraus, damit jeder Bedürftige frei eintrete und eine Erquickung erhalte.“ „Daher schicken sich die Menschen ein largum fero, nämlich erfreuende, wohlthunende, und vor allem süß duftende Dinge.“

Das Geschenkgeben am Weihnachtstage muß aber schon damals manche Uebelstände im Gefolge gehabt haben und von manchen als lästiger Zwang empfunden worden sein. Es gibt daher aus jener Zeit manche Polizeiverordnungen, die das Geschenkgeben verboten. So gab es im 14. Jahrhundert in Ravensberg ein Verbot. In Konstanz wurde ebenfalls im Jahre 1460 eine Verordnung erlassen, nach dem z. B. dem Paten genau bestimmt wurde, dem Kinde „zu Weihnachten weder Bimenzelten, Brot, Käse, Hämpli noch sonst anders senden an Gewürd“ (ohne Gefährdung). Auch in Rottenburg in Schwaben war es verboten, Christgeschenke zu senden. In einer sächsischen Polizeiverordnung aus dem Jahre 1661 werden die Christgeschenke sehr eingeschränkt. Solche Geschenke dürfen sich für Dienstboten „nicht über 1 Rthlr. 8 gr. bis 2 Rthlr. belaufen“.

Diese Verordnungen bezogen sich auf Gebräuche zwischen erwachsenen Personen, besonders auf das Verhältnis zwischen der Herrschaft und den Dienstboten, wo sich das Geschenkgeben als lästiger Zwang herausgebildet hatte. Die Kinder wurden ursprünglich nicht am Weihnachtstage beschenkt. Für diese sorgte besonders St. Niklas oder Pelzmärkel. Später wird das Geschenkgeben für die Kinder auch auf das Weihnachtsfest verlegt.

Die Bescherung geschah nicht wie heute, daß sie unter den Baum gelegt oder aufgebaut wurde. Die Geschenke wurden in einem Bündel zusammengebunden. Dieses hatte den Namen „Christbüchse“. Von solchen Kinderbescherungen erzählt z. B. eine Predigt des Pfarrers Thomas Vinita 1571 im sächsischen Erzgebirge. Er sagt: „Die Kinderlein finden in ihren Bündeln gemeinlich fünflei Dinge. Erstlich güldige, als Geld, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist; doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Pfennige oder Seller in Apfel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Darnach finden sie auch genießliche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen . . . Bilder, Äpfel, Birnen und Nüsse . . . Puppen und Kinderwerk.“ Auch die Kute darf nicht fehlen und ist immer außen an die Büchse gebunden.

Reich war die Weihnachtsbescherung an fürstlichen Höfen. Im Archiv in Dresden findet sich eine Rechnung für den Kurfürsten August von Sachsen, der für den zwölfjährigen Kurfürzen und für die zehn- und fünfjährigen Prinzessinnen Spielwaren zum Christfest bestellt hatte. Für den Prinzen hatte der Vater eine Jagd bestellt, die aus 75 Stücken bestand: Pferden, Reitern, Jägern, Hirtsen, Füchsen, Hunden usw. Die „Kurfürstlichen Früheleins“ erhielten eine Puppentüche und eine Puppenstube mit messingenen, zinnernen und kupfernen Küchengeräten, Tischstühlen, Körben, Schränken, Stühlen, und was

zum Hausrat gehörte“. In einem zweispännigen Mietwagen wurde die Bescherung von Leipzig an den Hof gefahren.

Aus dem Jahre 1697 schreibt Christoph Wagenfeil über die Bescherung in Nürnberg: „In der Christnacht selbst finden die Eltern der kleinen Kinder die großen Schlüssel, die dieselben am Abend halb zitternd, halb trüblich auf die Tische leer gestellt haben, voll verschiedenartiger Geschenke, über die die Kinder beim Grauen des Tages so jubeln, daß sie vor Freude fast außer sich sind, gleichsam als habe das Christkind die Geschenke vom Himmel herabregnen lassen. . . Es ist sogar Sitte geworden, nicht nur die kleinen Kinder, denen man etwas weis machen kann, mit Gaben an diesem Tage zu bedenken, sondern auch die älteren Kinder und Dienstboten. Das ist eine treffliche Sitte, weil sie die ganze Familie zusammenschließt.“

Was Wagenfeil damals schrieb, gilt auch heute noch. Die selbe große Freude über die Bescherung herrscht auch heute noch. Nur hat sich die Art und Weise, wie die Geschenke dargereicht werden, geändert. Die „Christbüchse“ ist verschwunden. Die Geschenke werden auf dem Tische aufgebaut unter dem strahlenden Tannenbaume, der damals noch nicht überall bekannt war.

In Pommern und Mecklenburg hat man eine besondere Art der Bescherung. Sie führt den Namen „Zuckklapp“. Fröh Reuter gibt in „Mit mine Stromtid“ eine humorvolle Schilderung: da fliegen durch die offene Thür von unsichtbarer Hand unter jedes maligen Rufe „Zuckklapp“ Pakete herein, die Geschenke enthalten; außen steht der Name des Beschenkten daran. Manchmal hat das Paket viele Umhüllungen, auf jeder steht ein anderer Name, so daß das Paket oft durch viele Hände wandert. Oft steht in dem Paket nur der Ort geschrieben, wo das Paket sich befinden soll; dort findet sich wieder ein Zettel, der nach einem anderen Ort weist, und so immer nach einem neuen Fundorte, der möglichst entfernt im Hause liegt, so daß eine Rundreise durch das ganze Haus oft angetreten werden muß.

Die Weihnachtsbescherung rief von selbst den Weihnachtsmarkt hervor. Zuerst war es der Nikolausstag, für den ein Markt eingerichtet wurde. Solche Märkte lassen sich in Ulm und Augsburg nachweisen. Der Nikolausmarkt bestand noch im 18. Jahrhundert. Aber daneben bestand schon der Weihnachtsmarkt. Derselbe führte den Namen „Christkindleins Kirreweih“ (Kirchweih).

Der erste Weihnachtsmarkt, von dem berichtet wird, fand 1697 in Nürnberg statt. „Da ist beinahe der ganze Platz (Markt) mit Holzbuden bedeckt, die auf kurze Zeit errichtet sind, in denen aller Art Waren, die zum Nutzen und zur Erquickung der Kinder, ja auch der Erwachsenen, . . . zum Verkauf ausgestellt werden.“ Goethe gedenkt in einem Briefe aus dem Jahre 1772 des Weihnachtsmarktes in Weimar, ebenso berichtet er 1785 von dem „Christkindleinsmarkt“ in Stralsburg.

Die Märkte in den Städten zeichneten sich oft durch charakteristische Waren aus. Der Dresdener Markt hatte seine „Feuerriepel“. Das sind kleine Figuren, die aus Backpflaumen, die an Stäbchen gesteckt werden, gebildet werden. Der Kopf ist ein schwarzer Stofflappen. Im Arm hält die Figur eine Leiter und einen Besen. Sie stellte einen Schornsteinfeger dar. Der Berliner Weihnachtsmarkt hatte seine „Anarren“, „Waldteufel“ und die kleinen „Schäffchen“. Heute bieten die Weihnachtsmärkte vielerlei an Spielwaren, Christbaumschmuck, Backwaren,



Weihnachten in Westfalen.

Vollständiger Festbrauch einst und heute.

Von Dr. Fritz Chlodwig Lange.

Wie für jedes deutsche Gemüt so bedeutet auch für den Westfalen das Weihnachtsfest mit seinem Lichterglanz, seiner Gefeuerlichkeit und seiner frohen Feierstimmung recht eigentlich den Höhepunkt des festlichen Jahres, und es erscheint fast unmöglich, sich diesen schönsten Ausdruck deutscher Sinnigkeit und deutschen Familienlebens anders zu denken, als wir ihn heute kennen. Gleichwohl haben sich manche der trauten, bunten Weihnachts- und zumal Christabendbräuche, wie sie jetzt fast allen Landschaften und Stämmen des deutschen Vaterlandes gemeinsam sind, in Westfalen erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit eingebürgert. Das westfälische Schenkfest war noch im 18. Jahrhundert nicht Weihnachten, sondern der Nikolausabend, im südlichen und westlichen Westfalen auch der Neujahrstag. Die Sitte, den Kindern an einem dieser Tage allerlei Gaben zu beschenken, hat sich am längsten in den katholischen Gegenden unserer westfälischen Heimat erhalten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verbreitete sich dann die Sitte der Weihnachtsbescherung — entweder am Christabend oder am Morgen des ersten Feiertages — immer mehr. Etwa gleichzeitig, in manchen ländlichen Orten des Westens aber noch später, z. T. sogar erst in neuester Zeit, fand der Weihnachtsbaum Aufnahme. Vorher hatte man vor allem die „Krippe“, plastische oder bildliche Darstellungen der Geburt Christi mit Engeln, Hirten und den heiligen drei Königen, mit Ochsen und Eseln liebevoll, ja oft künstlerisch, aufgestellt und mit Kerzen festlich erleuchtet. Im Ems- und Münsterlande, auch einigen Teilen des Sauerlandes war der unmittelbare Vorgänger des heutigen Christbaumes die „Weihnachtspyramide“, d. h. ein pyramidenförmiges Holzgerüst, mit Tannenzweigen umwunden, mit Badwerk behängt und mit Lichtern besetzt. In das Münsterland brachten nach 1815 die Preußen die Sitte mit, einen Christbaum mit Kerzen, Nusswerk und Gitterstäben zu puzen, und schnell gewann sich der freundliche Brauch unter der alleingelassenen Bevölkerung in wachsendem Maße Freunde.

Manche andere weihnachtliche Gepflogenheiten dagegen, die sich bis in unsere Zeit hinein erhalten haben, ja hier und da noch heute lebendig sind, reichen weit zurück in die vorchristliche Vergangenheit und geben, oft unter allerlei Verhüllung, Kunde von uralten mythischen Vorstellungen unserer Vorfahren. So weisen die in zahlreichen Gegenden Westfalens — z. B. Minden-Ravensberg, Paderborn, Umgegend von Dortmund — bis weit ins 19. Jahrhundert hinein am Christabend gebräuchlichen Mummereien deutlich auf die zur Zeit der Wintermonnenwende ihren nächtlichen Zug über die Erde haltenden Götter der germanischen Vorfahren hin. Von solchen weihnachtlichen Mastenzügen der dörflichen Jugend erzählt ein Bericht des „Westfälischen Magazins“ aus dem Jahre 1787: „Die jungen Leute ziehen“, so heißt es da, „einen Rod von Reinwand an, hängen ein Bettuch um oder hüllen sich in einen Rod oder nähen Ballen auf ihre Kleid, legen eine Peruque von Werg auf, besetzen Hörner auf ihrem Kopf, nehmen eine große Kette in die linke und einen Stab in die rechte Hand und gehen beim Dunkelwerden in die Häuser.“ Aus der Gegend um Hagen sind uns ähnliche Masteraden, allerdings bereichert um die Gestalt des Christkinds, bezeugt. Im Kirchspiel Borge in spukt am Weihnachtsabend der „Ruten-Hans“ (Rutenhans) mit einer klirrenden Kette gar schaurig herum. Ähnliche, ganz offenbar noch aus heidnischer Zeit stammende Figuren der volkstümlichen Phantasie wandelten sich ehemals meistens in die Gestalten der christlichen Vorstellungswelt: So entstand aus dem alten Wodan, der auch den Beinamen „Hröðbarath“ (d. i. der Ruhmleuchtende) führte, der „Anecht Ruprecht“ oder „Nikolaus“. Ja, manche Erfinder des alten Volkstums glauben in der lichten Erscheinung des „Kind Jesu“, d. h. des Jesuskinds, das in manchen der erwähnten Aufzüge voram, eine Umwandlung der strahlenden Frigga, der Gemahlin Wodans, zu sehen.

Die am Weihnachtsabend üblichen Aufzüge und Mummereien scheinen übrigens in älterer Zeit oft zu ärgernis-erregendem Lärm und Unfug ausgeartet zu sein. Darauf deutet eine Stelle in der „Gemeinen Reichte“ des Daniel von Soest, wo sich die Capitaneers (d. h. die Hauptleute der Schützengilden) folgendermaßen vernehmen lassen:

„Und Christtag, so segge wie,

Pflicht de Duvel meist zu rafen

Und da volk to uppor to klafen . . .“

In verschiedenen westfälischen Städten sind daher schon frühzeitig strenge obrigkeitliche Verbote gegen weihnachtlichen Unfug erlassen worden.

Altehrwürdigen Charakter tragen viele Einzelheiten des weihnachtlichen Volksglaubens und die sich an ihn knüpfenden Bräuche in Westfalen.

In der Gegend von Hamm wurden früher während der Weihnachtszeit die Obstbäume mit Stroh umwickelt, um sie vor dem Einfluß böser Geister zu schützen und ihre Ertragsfähigkeit zu steigern. Aus einigen Dörfern bei Lippstadt wird berichtet, daß man dort ehemals aus dem gleichen Grunde die Bäume am Weihnachtsabend geschüttelt, ja geradezu geprügelt habe. In verschiedenen lippischen Ortsteilen, zumal in der Gegend von Lemgo, wo bekanntlich der Hengstglaube in besonders verhängnisvoller Weise fest saß, pflegte man in den Weihnachtstagen einen Besen vor den Stall oder vor das Haus zu legen, um den Hengst den Eintritt zu verwehren.

Gast in allen Teilen des westfälischen Landes ist der Volksglaube lebendig, daß die Christnacht den Blick in die Zukunft öffne und daß den weihnachtlichen Träumen Erfüllung beschieden sei.

Um die Zukunft günstig zu gestalten, muß das Herdfeuer durch den „Christbrand“ erneuert werden, der mittelst eines besonders gewichtigen Holzstückes („Mittwinterblodes“) entfacht zu werden pflegt. Schon in einer Urkunde des Jahres 1184 wird das Recht des Pfarrers zu Ahlen auf Frierung eines Baumstammes für sein Weihnachtsfeuer erwähnt.

Seit jeher pflegten die mit sprichwörtlich gutem Appetit begabten Westfalen die Weihnachtszeit auch durch mancherlei leibliche Genüsse festlich zu gestalten. Nicht ganz unbedeutend ist die scherzhafte Bezeichnung des Weihnachtsabends als „Bullbauchabend“. Fast unübersehbar sind die vielen Sorten von weihnachtlichen Speisen, besonders aber von Kuchen und Badwerk, wie sie in den verschiedenen westfälischen Landesteilen üblich sind. Im Osnabrückischen, aber auch in der Bielefelder und Deggendorfer Gegend buk man kleine Kuchen in Tiergestalt, sogenannten „Häsen und Bösse“, die übrigens offenbar auf alte Fruchtbarkeitszeiten hindeuten. Sehr verbreitet sind noch heute in ganz Westfalen die weihnachtlichen „Stutenkerle“ mit einer echten Tonpfeife im Mund. Weit hin bekannt sind die Honigtuchen, die in einigen lippischen Orten, aber auch in Herford gebacken und auf den Weihnachtsmärkten von herumziehenden Händlern feilgeboten werden. Die Bauern um Borken und Gahmen baden zu Weihnachten ein riesiges Roggenbrot, von dem jeder Hausgenosse am Christabend beim Schein dreier aus dem Brot aufgestellter Lampen ein Stück abbekommt; von demselben Brot wird dann wieder am Neujahrabend und am Dreikönigsabend gegessen; die Reste des Brotes werden Lichtweh an die Pferde verteilt.

So durchwaltet hegeheimsreiches Geheimnis in den Tagen der Weihnacht Leben und Tun des bodenständigen Westfalen, und mitten in der Epoche des Flugzeuges und der Elektrizität grüßt uns im alten volkstümlichen Weihnachtsbrauche die sinnige Phantasie verklungener Zeiten.

Eine Reise durch Westfalen um 1800.

Von Dr. A. Wand.

In vergangenen Jahrhunderten, wo all unsere modernen Verkehrsmittel noch unbekannt waren, gehörte eine weitere Reise zu den Seltenheiten und bildete, da sie zugleich ein Ereignis bei der damaligen Beschaffenheit der Wege und der damaligen Unsicherheit bedeutete, ein großes Erlebnis, von dem der Reisende oft in einem Büchlein Bericht erstattete. Diese alten Reiseberichte bilden heute eine wichtige Quelle der Kulturgeschichte, aber in vielen Fällen auch der Heimatgeschichte, da sie oft die einzigen Berichte über einzelne Gegenden und Orte liefern, aber auch einen Einblick in das ganze Leben und Treiben der Orte bieten, der aus verstaubten Akten uns selten so klar entgegenleuchtet. Eine derartige interessante Reisebeschreibung

bietet ein kleines Büchlein „Johann Moriz Schwager's Bemerkungen auf einer Reise durch Westfalen, bis an und über den Rhein“, Leipzig 1804, das heute so selten geworden ist, daß ich dies Büchlein von allen Bibliotheken nur in der Museumsbibliothek in Witten fand.

Der Verfasser war protestantischer Prediger zu Töllenbeck in der Grafschaft Ravensberg, dicht bei Bielefeld. Er erweist sich als Mitarbeiter des von R. F. Weddigen herausgegebenen „Westfälischen Magazins zur Geographie, Historie und Statistik als ein tüchtiger, verständnisreicher Heimatschriftsteller. „Als 64jähriger unbefehlener Mann“ wollte er „sein Vaterland“, die Herrschaft Gimborn an der Grenze von Niederberg wiedersehen und sprach täglich von diesem Wunsch. Ausführlich berichtet er von dem Vorhaben. Nachdem seine Frau und seine Tochter, eine junge Predigerwitwe, sich erboten hatten, ihn zu begleiten, erklärte Doktor Nasse in Bielefeld sich gleichfalls bereit, Reisegefährte zu sein und „seinen bequemen Wagen herzugeben“. Deshalb konnte am „8. Junius 1800“ die Reise angetreten werden, von der Schwager auf Grund seiner Tagebücher berichtet. Er selbst schreibt über seine Gesichtspunkte bei diesem Bericht: „Einem Prediger sind Kirchen und Schulen doch wohl die wichtigsten Objekte, worüber er am liebsten nachdenkt. Ueberhaupt ist mir der Religionszustand von Bedeutung“. Dabei war Schwager ein liberaler Protestant, der voll unter dem Einflusse der damaligen Aufklärung stand. Er war Freimaurer, der seine „Religion ins Rechtshun setzte“. Er war dem Katholizismus gegenüber stark voreingenommen. Davon liefert er in seiner Reisebeschreibung recht oft Proben, da er mit seiner subjektiven Meinung absolut nicht zurückhält. Er selbst schreibt: „Mein Charakter ist Freimüthigkeit, offen sage ich meine Meinung, oft einschneidend als ich es selbst weiß, und gern sehe ich den Menschen wahr, ohne Hülle und Maske.“ Dabei erkennt er aber auch Vorzüge der Katholiken offen an und tadelt auch seine Glaubensgenossen ungeschminkt. Die Reise Schwagers ging von Bielefeld aus und zu Mittag, als die Reisegesellschaft im Wirtshaus beim Kloster Marienfeld, im Bisthofsstrome Münster.

Ueber das Kloster Marienfeld.

Das durch den Gründer Bernhard von der Lippe, der auch der Gründer Lippstadt ist, mit Lippstadt in nähere Beziehungen steht, sagt Schwager: „Schon längst war ich auf diesem Kloster bekannt, nur meine Frau hatte es noch nicht gesehen und die Herren erlaubten es, daß ich sie vor dem Essen herumführte. Die hiesigen Herren sind Bernhardiner, wohnen schön und der Abt am schönsten. Achtzehn Mönche haben, wie man sagt, 60 000 Rthlr. zu verzehren.“ „Das Kloster Marienfeld ist überdas keine harte drückende Gutsheerrschaft, hat unter den vielen Grundbesitzungen in Töllenbeck ohngefähr 80 Scheffellast Feldland und Holzgrund, dessen Zeitpacht noch auf dem uralten, sehr wohlfeilen Pachtpreise steht, das Scheffellast für zwei kleine Scheffel Hafer.“ „Das Kloster Marienfeld hat verschiedene Pfarren zu versehen, aber nur eine lutherische, die Pfarre in Heselhorst.“ Nach dem Essen setzten die Reisenden ihre Fahrt weiter fort und kamen nach zwei Stunden nach

Clarholz.

wo man „einen Convent Norbertiner“, lauter Edelleute in einer fruchtbaren Gegend“ erwähnt. Dabei macht der protestantische Pfarrer folgende Bemerkung: „Am die Landklöster herum ist die Schönheit nicht immer bloße Natur, sondern größtentheils auch Resultat der Kunst und des Fleißes. Ueberhaupt sind wir den Vorfahren unserer Mönche, dünkt mich, für das erste und große Verdienst, den Landbau zuerst eingeführt und vervollkommen zu haben, nicht so dankbar, als wir sollten und je mehr Eigenbesitzer sie haben, um desto mehr läßt sich erwarten, daß sie es waren, die den Ackerbau ursprünglich durch ihr Gesinde so weit ausgebreitet haben. In Clarholz sind nur acht Mönche und sie sollen, mit Marienfeld verglichen, nicht zum besten dotiert sein.“

Ueber Letztes und Dasselbe, wo er einen 1798 stattgefundenen Brand erwähnt, der 90 Häuser als Opfer forderte, gelangten die Reisenden nach

Bestum.

1) Bernhardiner anderer Name für die Cistercienser, die Bernhard v. Clairvaux 1180 in Cîteaux gründete.

2) Anderer Name für Prämonstratenser, die Norbert von Xanten in Prémontré 1120 gründete.

Ueber dasselbe schreibt er: „Bestum ist ein Städtchen von 400 Wohnhäusern und nicht so elend gebaut als Delle. Die Straße an unserer Herberge war breit, helle und nicht schlecht und überhaupt war die ganze Stadt nicht ganz schlecht gebaut, obgleich sie sich größtentheils vom Ackerbau nährt, und wenn der liebe Gott die Wege gebessert hat, von den Durchreisenden. Bei der vermittelten Frau Bürgermeisterin Kolberg im goldenen Engel, logiert man nicht schlecht, auch soll es beim Bürgermeister Samson nicht schlecht seyn. In Westfalen erzählt man sich von Bestum eben solche Streiche, als man anderswärts von Schilda und Schöppenstadt erzählt, und wer sich tolle Anschläge zu Schulden kommen läßt, von dem wird gesagt: er treibe Bestum'sche Anschläge. Die Bestumenser sollten diesen Witz über diese Witzerei zu ertragen noch nicht stark genug seyn und sich oft etwas empfindlich rächen, besonders, wenn sie die Spitzengeder in Bestum selbst haben.“

Die Reise geht dann über Hamm—Dortmund—Eberfeld—Düsseldorf—Köln—Dennep—Niederort—Remscheid und zurück über Eberfeld—Hamm—Unna nach Haus Rede bei Camen, wo die Reisenden im Frühjahr 1801 wieder eintreffen. Diesen Teil der Reise können wir übergehen und wir folgen den Reisenden wieder, als sie den Postweg über Lippstadt, der beliebt war, nehmen.

Der Postweg nach Lippstadt.

wird von Schwager in anschaulicher humoristischer Weise folgendermaßen geschildert:

„Der Chausseeweg war bald zu Ende, und wir konnten uns mitten im Sommer um desto leichter darin geben, da der liebe Gott die Wege gebessert hatte, der kein Chausseegeld nimmt.“

Mit der Lippe parallel, in einer flachen Walthgegend voller Fettweiden durften wir nicht die besten Wege erwarten, besonders, da wir bald ins Münsterland kamen, bald eine Strecke durch das kölnische Herzogthum Westfalen reisen mußten, und der Weg doch ein Preussischer Postweg ist.“ Der Reisende spricht von „zerstörten Reisenden, von braunen und blauen Fiedeln. Er glaubt, daß „in Paris ebenjowenig an unseren Postweg gedacht werden wird, als in Regensburg, da keiner der unterhandelnden Minister dieses Wegs reist wenn nicht irgend ein Courier sich ein Wörtchen vergelten läßt. Mitten im Sommer fanden wir die Wege in Eiborg, Sultrup und Soffstadt (dem heutigen Hoesfeld) noch abgeseilt, und noch abschreckender die Spuren, wie schrecklich sie bei schlimmen Wetter seyn mögen.“ In Sultrup trifft er einen jungen Mann mit seinem Wagen und einer ältlichen Frau vor der Thür, der sich „als einen neuen Gastwirth in Lippstadt ankündigte“. Er schloß sich diesem mit seinen Wagen sofort an.

Hoesfeld.

„In Soffstadt besahen wir den schönen Garten des Grafen von Plettenberg; er wohnt vortreflich und ist so sehr Herr seines Gebiets, daß er sich Weggeld bezahlen läßt.“ Das veranlaßt den Reisenden recht deutlich zu werden, daß der Graf endlich den Weg mal ausbessere. Dann gibt der Reisende noch

ein Kulturbild des Postweizens.

Er schreibt: „Die armen Posthalter dieser Gegend! Um Pferde, Pferdegeschirr und Wagen helfen ihnen diese bösen Wege. Würde aber dieser böse Weg in eine Chaussee verwandelt, dann müßte der mit Extrapost Reisende den Vortheil der Posthalter bezahlen, nicht bloß das Barriergeld für seine Reise, sondern auch für die rückfahrende Reise.“

Lippstadt im Jahre 1801

zeichnet Schwager ausführlich, wenn er schreibt: „Lippstadt hat sich, seitdem ich es nicht sah (und das war seit 1762) zu seinem Vortheile sehr verändert und an hübschen Häusern gewonnen. Dieser Ort ist zweiherrig, Preussisch und Lippe-Deimoldisch und hat im Kriege eine recht glückliche Lage, wenn es nicht selbst in die Klemme geräth. Das letzte war in dem geendigten Revolutionskriege eben der Fall nicht; aus dem Paderbörntischen und Lippischen füllten die Fruchthändler ihre Magazine, gewannen an den Armeen und beim Brodmangel des Herzogthums Berg, am Brandweine, fetten Weidevieh und Butter und bebanden sich ben fremden Mangel wohl. Die starke Passage verbesserte ihre Finanzen, die Niederlage der Schiefersteine aus dem Herzogthume Westfalen trägt das Jahrige auch dazu bei, und der fruchtbare Boden läßt sie so leicht nicht sinken. Sie muß der Quellen noch mehr haben, die ich nicht erschöpfen konnte.“